

Für die sächsische Münzgeschichte setzt dieses Buch von Paul Arnold neue Maßstäbe. Bemerkenswert: Sein souveräner Umgang mit dem Stoff lässt stets auch Raum für den wissenschaftlichen Meinungsstreit, indem er sich konstruktiv mit abweichenden Ansichten auseinandersetzt. Die sächsische Landesgeschichtsschreibung kann sich jetzt glücklich schätzen, über ein solch numismatisches Werk zu verfügen. Schließlich besteht eine enge Symbiose zwischen den beiden Fächern, die epochenübergreifend historische Phänomene in ihrer Regionalität beschreiben und deuten. Oder anders ausgedrückt: Landesgeschichtliche Forschung schließt als Themenfeld das Münzwesen mit ein, umgekehrt lassen sich numismatische Fragestellungen in der Vormoderne hauptsächlich anhand der einzelnen Geschichtslandschaften beantworten. Nur am Rande sei erwähnt, dass in jüngster Zeit das Handeln der sächsischen Kurfürsten vielfach neu hinterfragt worden ist (für deren Biografien kann man jetzt auch unkompliziert auf die Datenbank des ISGV zurückgreifen). Erneut hat sich die Förderung der numismatischen Arbeit durch das in Osnabrück ansässige Münzauktionshaus Fritz Rudolf Künker bewährt, das in großzügiger Weise die Finanzierung des Buches übernommen hat.

Schwerin/Greifswald

Torsten Fried

WERNER PARAVICINI, Verlust und Dauer. Weshalb sie nicht mehr fuhren und was an die Stelle trat: Die Preußenreisen des europäischen Adels, Teil 4 (Vestigia Prusica, Bd. 4), V&R unipress, Göttingen 2024. – 596 S., geb. (ISBN: 978-3-8471-1656-1, Preis: 75,00 €).

Nun ist es aus. Nach mehr als einem Jahrhundert fährt der europäische Adel nicht mehr ins Preußenland, und Werner Paravicini begründet in seinem vierten und letzten Darstellungsband, weshalb die Adligen nicht mehr fuhren. Das 14. Jahrhundert war die große Zeit der Preußenreisen, mit der sich die ersten drei Bände dieses gelehrten Monuments befassen, die 1989, 1995 und 2020 erschienen sind. Im Mittelpunkt des ersten Bandes stand die Frage nach dem europäischen Teilnehmerkreis und der Reise nach Preußen, während der zweite Band die Kriegszüge und ihre Finanzierung, auch durch Kredite eines entstehenden west- und nordeuropäischen Finanzmarktes, in den Blick nahm. Waren damit die Preußenreisen des Adels in jeder Hinsicht empirisch fundiert untersucht, so blieb doch vorerst die große Frage unbeantwortet, weshalb die Adligen eigentlich ins Preußenland fuhren. Die Antwort lieferte Paravicini im dritten Band seiner Darstellung, die hier nun – auf einer ganz anderen Quellengrundlage und wieder in europäischer Perspektive – zu einer komplexen Darstellung geriet, indem Mentalitäten, kollektive Einstellungen und Ideale des spätmittelalterlichen Adels herausdestilliert wurden.

Einen ganz anderen Weg galt es dann, für den vierten Darstellungsband zu beschreiten, um die – auf den ersten Blick – einfache Frage zu beantworten, weshalb sie nicht mehr fuhren. Auf scheinbar einfache Fragen folgt erfahrungsgemäß meist eine komplexe Antwort, so auch hier, auf 596 Seiten! Es geht nun nicht mehr um Idealbilder adligen Kämpfertums, sondern um die Veränderungen eines politischen, kirchlichen und kulturellen Koordinatensystems, das die Preußenreisen grundsätzlich zur Disposition stellte. Der Verfasser bewältigt die komplexe Thematik in fünf unterschiedlich langen Kapiteln. Den Ausgangspunkt bildet der für die weiteren Entwicklungen zentrale Vorgang, dass Litauen durch die Konversion und Taufe des Fürsten Jagiello 1386 christlich wurde, dieser sich nun Wladislaw nannte und 1387 durch seine Heirat mit der 1384 zum „König“ von Polen gekrönten Hedwig die polnisch-litauische Union begründete (Kap. 1). Zwar blieb die Landschaft Samaiten (Samogitien), die wie ein

Riegel das Preußenland von Livland trennte, noch einige Jahrzehnte heidnisch, was ausführlich untersucht wird (S. 28-52), aber es führte kein Weg daran vorbei, dass Jagiello „die große Wende in der osteuropäischen Geschichte“ bewirkt hatte, die den Deutschen Orden eines wichtigen Teils seiner Existenzberechtigung, ja seiner Gründungsidee beraubte. Ohne den Heidenkampf hatten aber auch die Preußenreisen europäischer Adliger keine Legitimation mehr. Damit ist eine Leitlinie für die weitere Untersuchung vorgezeichnet, doch vergisst Paravicini nicht, in einem kurzen Untersuchungsgang (Kap. 2) weitere alte Konfliktlinien zu benennen, die mit Polen bestanden, das deshalb wiederholt die Routen der Preußenreisenden behindert hatte, aber auch mit den Reichsbistümern Riga und Dorpat, die sich (erfolgreich) den Inkorporationsbestrebungen des Deutschen Ordens entzogen. Diese Konflikte waren laut Paravicini ein „Hintergrundrauschen“ (S. 61), vor dem sich der eigentliche Kampf um die öffentliche Meinung zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen vollzog (Kap. 3), der deshalb besonders eingehend geschildert wird. Der hier betrachtete Zeitraum von 1386 bis 1422 ist einerseits geprägt vom mehrmaligen Verbot der Preußenreisen durch König Wenzel 1395 und Papst Bonifaz IX. 1403, vor allem aber von der schweren Niederlage des Ordens bei Tannenberg 1410 und dem Ringen um die Heidenfrage auf dem Konstanzer Konzil 1414 bis 1418. Der dortige Meinungsstreit offenbarte unterschiedliche Sichten auf die religiösen Verhältnisse im Nordosten Europas (mit außerordentlicher Schärfe gegen Polen-Litauen dann Johannes Falkenbergs „Satira“, über die Hartmut Boockmann eingehend gehandelt hat). Aus der Fülle der ausführlich besprochenen Fakten sei hier nur auf die zahlreichen Unterstützerschreiben von Fürsten zugunsten des Deutschen Ordens in der Zeit der Hochmeisters Heinrich Plauen 1410 bis 1413 hingewiesen (S. 314-335), darunter mit Nr. 19-21 auch Schreiben Markgraf Friedrichs IV. von Meißen und Landgraf Wilhelms II. von Thüringen vom 19. März 1412, die Hubert Ermisch als Entwürfe bewertet hat (CDS I/B/3, Nr. 237), die niemals ausgefertigt wurden, was laut Paravicini aber nicht zutrifft (die Verweise auf die Anm. 1350 und nach 1354 führen allerdings nicht weiter). Mehrfach wurden vom römisch-deutschen König Schiedsverfahren initiiert, zuletzt von Sigismund 1420. Mit dem Frieden vom Melnosee gab der Deutsche Orden am 17. September 1422 seine Ansprüche auf das „heidnische“ Samaiten, wo 1417 mehrere Bistümer gegründet worden waren, auf und verzichtete damit auf die Option, dort weiter Heidenkrieg zu führen. Wie Paravicini betont, hatte sich die Problemlage völlig verändert. Gegen den mächtigen Gegner Polen-Litauen war der Deutsche Orden nun auf tatkräftige Unterstützung aus dem Reich angewiesen, die bis 1422 auch kam (siehe die Tabelle S. 444-446). Zu ergänzen wäre, dass auch Markgraf Friedrich IV. von Meißen König Sigismund noch 1423 ein großzügiges Hilfsangebot für den Deutschen Orden machte, um die vakante sächsische Kurwürde zu erlangen (E. BÜNZ, „Die Wettiner werden Kurfürsten. 1423 als Wendejahr der sächsischen Geschichte“ (mit einem Exkurs von U. Tresp), in: NASG 94 (2023, erschienen 2024), S. 3-46, hier S. 25-27).

Die Niederlagen und der Verlust seines Stiftungszwecks führten den Deutschen Orden Anfang des 15. Jahrhunderts in eine Krise, ja schlimmer noch – so Paravicini – „ohne Legitimität geht eine Institution zugrunde, den Deutschen Orden gibt es aber heute noch, er muss sich eine neue geschaffen haben“ (S. 351). Die Wandlungen des Ordens werden im 4. Kapitel dargestellt, recht kurz der Verlust der Ehre (wobei hier nicht nur an den „Ehrentisch“ des Hochmeisters, der den Preußenreisenden bereitet wurde, zu denken ist), die Finanzkrise (die trotz schwerer Verluste so dramatisch offenbar nicht war) und die Herrschaftskrise. Noch zweihundert Jahre nach seiner Ankunft wurde der Orden im Preußenland als fremd empfunden. Darüber hinaus lebten sich die Zweige des Ordens auseinander, und ein langjähriger Krieg, der in den Zweiten Thorner Frieden von 1466 mündete, machte deutlich, wie fragil die Ordens-

herrschaft im Preußenland mittlerweile war. Anstelle der Marienburg, seit 1457 in polnischer Hand, residierte der Hochmeister nun in Königsberg. Sein Hof hatte an Glanz verloren, wurde aber weiter von europäischen Adligen und – wichtiger noch – von Herolden aufgesucht, wie der Verfasser detailliert auflistet (S. 373–378), doch geht daraus auch hervor, dass der litauische Fürstenhof seit den 1430er-Jahren aufholte.

Für den Deutschen Orden war es schwierig, eine neue Rolle zu finden, obwohl mehrere „Heidenfronten“ gegenüber Russland, den Hussiten, den Türken in Ungarn und den Osmanen im Mittelmeer ausgetestet wurden. Letztlich fand der Orden eine neue Funktion in ganz anderer Weise, nämlich als „Spital des Adels“, eine Argumentation, die seit 1450er-Jahren von wachsender Bedeutung wurde (S. 432–441). Der Orden erfand sich also neu als Versorgungsinstitution des deutschen Adels und sicherte damit auch nach der Säkularisation des Deutschordensstaates 1525 für Jahrhunderte sein Überleben.

Europäische Adlige kamen seit dem 15. Jahrhundert bestenfalls noch als Soldritter ins Deutschordensland, nicht mehr als Preußenreisende. Ruhm und Ehre mochte man nun auf anderen Schlachtfeldern finden, beispielsweise im Hussitenkrieg. Stadtrechnungen von Mons liefern die Namen einstiger Preußenreisender, die 1421 aus dem Hussitenkrieg heimkehrten. Aber um den Wandel des Phänomens zu erfassen, muss man den Blick ausdehnen, beispielsweise auf den Mittelmeerraum, wo man gegen Osmanen und Araber kämpfen konnte (S. 492–496).

Mit den Preußenreisen war es im 15. Jahrhundert also aus verschiedenen Gründen vorbei. Der lange Untersuchungsgang kann in einem bemerkenswerten, knappen Kapitel 6 auf wenigen Seiten zusammengefasst werden: „Warum sie nicht mehr fuhrten“. Aber dann wechselt der Verfasser noch einmal die Perspektive und entwirft eine ebenso stringente wie packende Synthese seines Lebensthemas, indem er den „Erkenntniswert einer Randerscheinung“ (Kap. 7) auf 20 Seiten skizziert und noch einmal alle Register zieht. Es sind 13 Punkte, auf die es ihm ankommt: neben dem Gegenstand natürlich die neuen Quellen, die er europaweit gehoben hat, und dann systematisch: die Wege der Preußenreisenden durch Europa, ihr Treffpunkt Königsberg und das eigentliche Ziel, das heidnische Litauen. Komplex sind die Hintergründe und Begleitumstände: der Zahlungsverkehr im Ostseeraum, die West-Ost-Begegnung, die Internationalität von Orden und Adel, Beziehungspflege und Propaganda, die Vielfalt des Adels, die Formen des Erinnerns, die dann aber angesichts der zunehmenden „nationalen“ Inanspruchnahme des Ordens kein Interesse mehr fanden und – das ist der letzte Punkt – die verdeckten, dass das 14. Jahrhundert „das ritterliche Jahrhundert“ war. Dabei hat sich der Blick des Verfassers auf dieses ritterliche Jahrhundert und seine Protagonisten, wie könnte es bei jahrzehntelanger Beschäftigung mit diesem Thema anders sein, verändert, ist in mancher Hinsicht kritischer, differenzierter, distanzierter geworden. Lassen wir den Verfasser noch einmal zu Wort kommen: „Die Preußenfahrten sind im Wortsinne Randerscheinungen der europäischen Geschichte, aber als wahres Observatorium lehren sie uns, einen neuen Blick auf die gesamte Welt des Adels zu werfen, eine Welt eigener Normen, die erstaunlichen Widerstand gegen die christlich-kirchliche Lehren leistete, auch wenn es schien, dass sie der Kirche gehorchte“ (S. 519).

Nun ist alles gesagt? Fast alles, denn wenn es mit den Preußenreisen nun vorbei ist, so doch nicht mit der weiteren Arbeit an dem Thema, denn lange erwartet wird der fünfte Band mit den Dokumenten, der im Manuskript seit 1982 fertig ist und auf deren Nummern schon in den Fußnoten der ersten Bände verwiesen wurde. Und dann soll es auch noch einen sechsten und letzten Band mit Nachträgen geben. Wie der Verfasser im Vorwort weiter mitteilt, hat Valérie Bessey bereits einen Orts- und Personenindex für die vorliegenden vier Bände angefertigt, in den zum krönenden Abschluss der Inhalt der angekündigten Bände 5 und 6 einzuarbeiten wäre. Möge es gelingen, und möge

sich dann auch der Wunsch des Verfassers erfüllen, noch etwas Kurzes, Knappes, Lesbares zu schreiben, etwa über das Phänomen Preußenreisen an sich oder eine Sammlung ritterlicher Biografien aufgrund der vorliegenden Bände. Nach vier Bänden gewichtiger Gelehrsamkeit sind solche Erwägungen verständlich, doch muss abschließend hervorgehoben werden, dass sich in den vorliegenden Bänden die Strecken der Quellenerschließung und -auswertung immer wieder mit reflektierten Passagen voller schwungvoller und einprägsamer Formulierungen abwechseln. Auch wer sich nicht für die Preußenreisen des europäischen Adels interessiert oder andere Themen interessanter findet, wird voller Respekt anerkennen müssen, dass es sich um ein gelehrtes Meisterwerk handelt.

Leipzig

Enno Bünz

SAMUEL MEFFIRE/LOTHAR KITTSTEIN, *Ich, ein Sachse*. Mein deutsch-deutsches Leben, Ullstein extra, Berlin 2023. – 400 S., brosch. (ISBN: 978-3-86493-198-7, Preis: 19,99 €).

Samuel Meffire ist der erste Schwarze Deutsche, der in Ostdeutschland im Polizeidienst gearbeitet hat. In dieser (Sonder-)Stellung wurde der in Dresden aufgewachsene Meffire 1992 zum Gesicht einer Anzeigenkampagne, die die Sächsische Zeitung von der Agentur Scholz & Friends gestalten ließ: Eine Porträtfotografie zeigt ihn und den Slogan „Ein Sachse“. Der Widerspruch zwischen dem Bild einer nicht ‚deutsch‘ gelesenen Person und der erklärten Identität als ‚Sachse‘ sollte diskursiv Raum für einen anderen Blick auf vermeintlich ‚Fremde‘ schaffen. Hintergrund war die im Zuge der deutschen Vereinigung eskalierende rassistische Gewalt sowie die Verengung der Debatte darüber auf Ostdeutschland und insbesondere den Freistaat Sachsen. Nicht zuletzt versuchte sich die Sächsische Zeitung im neuen Pressemarkt zu profilieren.

Titel und Titelbild der Biografie lehnen sich offenkundig an diesen früheren Spin an. Dabei ist die Voranstellung des Personalpronomens und die Untertitelung „Mein deutsch-deutsches Leben“ mehr als nur Nuance. Samuel Meffire will nun selbst berichten und nicht mehr nur „willkommenes Feigenblatt in einer Zeit [sein], in der die kanadische Botschaft ihre farbigen Staatsbürger davor warnt, nach Sachsen zu reisen.“ (S. 275 f.) Das Buch ist allerdings wieder an ein mediales Produkt gekoppelt, denn es erschien begleitend zum Serienfilm „Sam – Ein Sachse“ (Disney+, 2023, Regie: SOLEEN YUSEF, SARAH BLASSKIEWITZ, Produktion: TYRON RICKETTS). Während die Streaming-Produktion als begünstigend erwähnt wird, benennt Meffire als expliziten Anlass allerdings die fragende Tochter. Zwar berichtet Meffire auch von einer frühen und anhaltenden Neigung zum Schreiben, doch hätten sowohl seine Mutter als auch seine Lehrerin „vehement darauf bestanden, dass der Sozialismus keine weiteren Schriftsteller braucht, sondern Ingenieure, Maurer und Soldaten“ (S. 259). Zu Beginn des zweiten Kapitels stellt er die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit dann beinahe als Verpflichtung dar: „Felis Neugier. Ich muss jetzt liefern. Ich muss mich erinnern.“ (S. 98). Liefern zu müssen bedeutet dabei nicht nur über den Weg zur (Volks-)Polizei zu berichten, sondern auch über den Weg in die Kriminalität, der für Meffire 1996 in einer Verurteilung wegen Raubes und einer siebenjährigen Freiheitsstrafe endete. So treiben Einblendungen aus dem gegenwärtigen Familienleben die ansonst rückblickende und weitgehend chronologisch gehaltene Erzählung gewissermaßen an.

Anhand dieser Konstruktion aber auch an verdichteten Figuren wie der für drei verschiedene Frauen beziehungsweise Liebesbeziehungen stehenden „Amazone“ oder